**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender

**Band:** 203 (1924)

Artikel: Herr Schängli und seine Grossmutter : eine pietätlose Geschichte

**Autor:** Freuler, K.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-374696

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 23.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Herr Schängli und seine Großmutter.

Eine pietätlose Geschichte von R. Freuler, Glarus.

Herr Sekretär Karl Schängli in Bimmelstadt hatte eine Großmutter. Wie alt sie war, wußte niemand genau zu sagen, denn sie trug den Schlüssel zu ihrer Kommode, worin vermutlicherweise der Taufschein lag, stets an einem Bändchen um den Hals, und wenn man von ihrem 80. Geburtstag zu reden ansfing, machte sie ein höchst beleidigtes Gesicht und bemerkte spit, daß sie auch nicht andern Leuten die Jahre vorzähle. Aber sie mußte doch schon

recht alt sein, denn Herr Schängli hatte selbst Kinder von fünf und fieben Jahren; wo-raus sich ergibt, daß Großmutter seine eigentlich eine Urgroß= mutter war. Das tut aber nichts zur Sache.

Eine andere Frage ift nun aber, ob Herr Schängli seine Groß-mutter noch hatte, oder nur noch gehabt hatte. Genau genommen, hatte er sie nicht mehr, denn sie war vor sechs Stunden gestorben und lag ruhig und still, wie ihr Lebtag nie, auf dem Totenbett. "Hier in diesem Seitenzim-mer rubet sie bei Ker-zenschimmer", nennt Wilhelm Busch diese Situation. Der Leser mag nun selbst ent-scheiden, ob Schängli sie noch hatte oder nicht. Der Eine wird fagen, natürlich hatte

er noch eine Großmutter, wenn auch eine tote; der Andere wird behaupten, er habe sie nicht mehr, da ihre Seele entflohen, und eine Großmutter ohne Seele überhaupt keine Großmutter mehr sei; worauf der erste entgegnen kann, daß das ohne Bedeutung sei, denn ihre Seele hätte der Enkel doch nie gehabt, und so sei das einerlei. Doch lassen wir solche philossophische Spiksindigkeiten andern Leuten, und wens

den wir uns der Wirklichkeit zu!
Es war alles in schönster Ordnung. Der Arzt hatte den Totenschein ausgefüllt, auf Altersschwäche und Herzschlag, hatte Herrn Schängli gestellt, quittiert und dazwischen auch kondoliert. Der Zivilskandsbeamte hatte ungefähr dasselbe getan und die Beerdigung auf übermorgen festgesett. Die Todesanzeigen beim Drucker, ein Kalbskopf beim Metzger

und eine große Rumpelmeiertorte beim Konditor waren bestellt; ein Urlaubsgesuch für 3 Tage an den Bürochef war geschrieben, und die nähere Verwandtschaft telephonisch benachrichtigt worden. Mehr konnte man von Herrn Schängli nicht erwarten. Er wischte sich denn auch voll von erfülltem Pflicht-bewußtsein den Schweiß aus der Stirne; soviel Arbeit war ihm schon lange nicht mehr an die Hand

gekommen. wollte er nun aber diese drei Tage auch nach Möglichkeit als Ferientage genießen und sich nicht allzusehr durch die Trauer beeinflussen lassen. Nun aber geschah etwas Un= vorhergesehenes. Nicht daß die Verstorbene nun etwa plöplich in ihrem seligen Nacht= gewand aufrecht auf der Bettkante gesessen und Text und Ausstattung der Todesanzeis gen kritisiert hätte aber immerhin geschah etwas das die Erauer= feierlichkeiten in die Länge zu ziehen versprach.

Nämlich, als Herr Schängli die unterste Rommodenschublade öffnete, fand er ein großes, gelbes Kuvert mit der Aufschrift: "Sofort nach meinem Tobe zu öffnen".

Da er ein Mann der Pflicht war, wie wir

ja schonkonstatierenkonnten, schnitt er sofort das Kuvert auf, obschon, wie er später sagte, während dieser turzen Brozedur eine Ahnung in ihm aufgestiegen sei, daß es beffer wäre, das Ruvert wäre unter den geplätteten Unterröcken in der Schublade verschwunden.

Er las den letten Willen seiner Großmutter lang= sam durch. Darauf fratte er sich mit dem linken Mittelfinger ein wenig den Haarboden. Frau Schängli, die indes hinter den Tournüren und im Kastensuß dem goldenen Sparstrumpf der Verewigten nachgespürt hatte, in aller Chrbarkeit natürlich, kam auf dieses Zeichen hin herbei, denn sie wußte, daßihr Mann nur in Ausnahmefällen in den Haaren fratte. Schängli überreichte ihr wortlos den großen Papierbogen. Sie las ihn ebenfalls langfam und mit stets länger werdendem Gesicht durch.



Dann blickten sich beide an:

"Ja nun?" — "Und jest?" —

Rurz gesagt: die Großmutter wollte partout in Deutschland, in ihrem heimatlichen Heidelberg beerdigt sein! Und gegenwärtig lag sie mitten in der

Schweiz.

Der Leser wird diesen Wunsch wohl nicht ohne weiteres verstehen und deshalb ein wenig den Kopf schütteln über diese eigentümliche Wendung, wie ihn das Chepaar Schängli übrigens auch noch eine Weile geschüttelt hat. Für diejenigen, welche die Familien= verhältnisse nicht kennen, muß hier deshalb etwas nachgeholt werden, was ich anfangs, um den guten Eindruck der Verewigten nicht zu stören, nur diskret angedeutet habe. Nämlich, das Verhältnis zwischen der Familie Schängli einerseits und der Großmutter anderseits war nicht immer ein absolut ungetrübtes gewesen, wie es eigentlich einer sozusagen Familienreliquie gegenüber hätte sein sollen. Sondern die Großmutter hatte überall als Querkopf gegolten, die in ihren alten Tagen die Theorien versocht, welche um den Siebzigerkrieg herum Mode gewesen sein mochten und es mußte ihr wohl auch zu Ohren gekommen sein, daß man in gallenbittern Momenten schon das Wort "Bourbakiroß" gebraucht hatte, das sie, ohne einen Beweis dafür zu haben, auf sich bezogen hatte. Daß sie behauptete, nichts mehr zu höcen und dennoch zu jedem leisen Tädelchen eine spitige Bemerlung wie das Tüpfelchen aufs "i" zu seben hatte; daß sie weiterhin täglich am Mittagessen daran erinnerte, daß man zu ihrer Zeit nur reine Butter verbraucht und daß sie sich geschämt hätte, ihrem Manne selig statt genug Fleisch zu sieden, folches Maggizeug in die Suppe zu tröpfeln; daß sie über die Rocklängen der Fcau Schängli stillschweigend, aber deutlich, die Nase rümpfte, und beim Geigenspiel des Herrn Sekretärs regelmäßig fragte: "Karl, wie lang muß man üben, bis man etwas fann?" Das alles sei kurz angedeutet. Hie und da erlaubte man sich ja auch eine kleine Bosheit gegen sie; man brachte ihr z. B. von einer Reise Badener Kräbeli oder Züritirggeli oder von der Kirchweih türkischen Honig, mit welchen guten Dingen sie ihrer mangelhaften Bähne wegen nichts anzufangen wußte. Brachten ihr Verwandte etwa solche Sächelchen, wenn sie zu Besuch kamen, dann wurden solche Basen, wen sie etwas schlank geraten waren, mit den Worten begrüßt: "Ja, gelted, es ist doch gut, wenn man noch eine alte, unwerte Brosmutter hat, bei der man sich alle naar Machen wieder einmal katt effen man sich alle paar Wochen wieder einmal satt essen kann; man kann eben nicht alles ans Gewand hän= gen — hm! — und dazu ein gutes Köftli haben, wenn man bloß einen Postgummi geheiratet hat!" Die Korpulenten aber empfing sie mit einem schiefen Blid rund herum: "Ja, ja! Abgenommen hast du auch nicht seit dem letzten Mal! Als ich jünger war, sagte man von solchen Leuten, sie hätten auch mehr am Fleisch als am Verstand! Ja nun, mich geht's ja nichts an, und ich sag auch nichts!" Solche Bemerkungen wurden natürlich als Arroganz ausge= legt und hatten zur Folge, daß man sich die Kosten für Badener Kräbeli usw. sparte und die Großmutter überhaupt nur noch wie Luft behandelte. Eine gute Eigenschaft hatte sie aber doch und die soll auch nicht verschwiegen werden. Um die Zeit der Festtage und Schulausslüge herum war sie eine gesuchte Versönlichkeit; konnte sie doch dank eines rheumatischen Beines auf drei Tage das Wetter voraussagen und nahm es mit dem Kalender und dem "Bimmelstadter Intelligenzblatt" in dieser Beziehung spielend auf. Wenn es dann traf und der Regelklub Schänglis das Kütli oder eine dieser magern oder dicken Tanten den Ziberliberg in vaterländischem Sonnenglanz erstiegen hatte, verzieh man ihr für ihre guten Katschläge wieder mancherlei.

So war also die Großmutter gewesen. Die Schänglische Familie verwunderte sich denn auch nicht allzusehr über dieseletzte Schikane. Wenn Herr Schängli trotzdem längere Zeit in den Zimmern herumfluchte, so geschah dies nicht etwa darum, weil die teure Verstorbene in ihrem Tode so weit weg im großen Kanton draußen liezen sollte; das wäre soweit gar nicht unangenehm gewesen, schon wegen der Gärtnerkosten und weil man im Sommer so leicht vergist, die Geranien und was so zu einem ordentlichen Grab gehört, zu begießen, usw. Aber vor seinem innern Auge standen wie eine spanische Wand die Scherereien mit Bahn und Kaß und Zoll und trennten ihn von der ewigen Ruhe der Großmutter. Für die Keisetosten des Begleiters waren zwar vorssorglich 1000 Fr. extra bestimmt und Schängli multiplizierte in Gedanken an den Kurs schnell die Summe und kam in eine rosardte Tausenderzahl hinein, die ihm nach und nach das Kheinreischen doch nicht als allzugroße Strapaze erscheinen ließ.

Vorerst wurde nun der ganze Trauerapparat auf rüdwärts gestellt; die Todesanzeige anders redigiert; Kleische und Tortenbestellungen abgeöndert :

Fleisch- und Tortenbestellungen abgeändert 2c. Alsdann begab sich Herr Sekretär Schängli zum Bahnhosvorstand, wurde von dessen Vertreter zum Chef der Güterexpedition und von diesem zu einem weitern Beamten geschickt, wo er ersuhr, daß ein Leichentransport von Bimmelstadt nach Basel 250 Fr. koste. Zugleich wurde ihm eine Beige von farbigen Betteln eingehändigt, die er aussüllen sollte. Ferner ersuhr Herr Schängli hier, daß der Transport von Basel dis Heidelberg ungefähr wiederum 8000 bis 10000 Mark kosten werde. Kursstand damals auf 16.

Nachdenklich ging er wieder heim; wenn die Sache auch nicht so billig sich anließ (den Sarg für die Leiche lieferte die S.S.B. auch nicht gratis!), so wollte er doch auf seine Rechnung kommen. Werihn auf dem Heimweg etwa sah, verwunderte sich vielleicht darüber, daß der Herr Sekretär, der sonst immer ziemlich genau den trockenen Kandstein des Trottvirs benutzte, diesmal mitten durch die Straße spazierteund sogar anscheinend mit recht angenehmen Dingen beschäftigt war, da er sich andauernd die Hände rieb.

Das Händereiben hörte zwar bald auf. Daheim traf er einige Verwandte, welche die Aussicht auf irgend ein erstes Erbteilchen, auf ein altes

Seidenkleid, das ja sonst niemand mehr gebrauchen

konnte, auf eine Brosche, oder sonst etwas, herbeisgelockt hatte, und die nun mit blinkenden Tränen in allen Zimmern herum sich betätigten und die glanggewichsten Böden schmuzig machten. Von der Heidelbergerreise wußten sie noch nichts und Herr Schängli hatte bis zum Mittagessen Zeit, damit ins Klare zu kommen. Dann wurde der Fall unter die Lupe genommen. Einig war man sich darin, daß dieser lette Wunsch in Gottesnamen erfüllt werden müsse, nachdem er nun einmal bekannt geworden sei. Was ja an und für sich Pflicht gewesen jei, da man in offenbarer Eile eben das Kuvert gefunden habe!

Schängli em-Herr pfand die Spite, die dieser Sat des jungen Reffen Schorsch ent= hielt und dachte für sich, daß der das kei= gesagt Toten habe! Als dann eben= derselbe Schorsch sich anerbot, mit der un= vergeßlichen Berbli= chenen nach Seidel-berg zu fahren, mandte er ein, daß er selber, als der einzige direkte Nachkomme, denn doch wohl der Gegebene fei, um der Toten die lette Ehre zu erweisen, und er fand nach eini= gem hin und her denn auch die Unter= stützung des Familien-rates. Im Grunde genommen kam ihm die= ses ungedachte Reis= chen gar nicht unge-legen. Die Kückfahrt mindestens sollte nicht allzusehr im Zeichen der Trauer stehen. Schließlich kam man nicht alle Tage an den

Rhein und an den Nedar und wenn Karl Schängli auch nicht studiert hatte, sowußte er doch dies und jenes von Heidelberg. Speziell daß dort ein berühmtes groges Faß in einem Kellerläge, daß es sowieso eine schöne Studentenstadt sei; vor Zeiten hatte er auch einmal ein Stück gesehen, das "Alt-Heidelberg" hieß und in welchem eine bildhübsche "Käthi" verschiedene Wünsiche in ihm geweckt hatte. Dieses unbestimmte Bild der Stadt lag, etwas ungeordnet zwar, in seinem Unterbewußtein herum, und wenn er sich auch bei der Behauptung, daß er ein Unterbewußtsein besitze, beleidigt gegen derlei dubiose Unterschiebungen gewehrt hätte, so war es doch so stark entwickelt, daß er immer eifriger über die heiligen Pflichten eines Enkelsohnes zu den Anwesenden redete. So wurde er einshellig mit der Mission betraut. Einer spätern Erbenversammlung sollte er Bericht und Rechnung ablegen.

Am Abend wurde die Großmutter in den schweren Eichensarg gebettet; der Geistliche hielt eine Ansprache. Darin rühmte er den friedfertigen Charakter der Verstorbenen, pries auch die in jedem Menschenherz wohnende Sehnsucht nach der Heimat, die auch über diese Seele eine so ungeahnte Gewalt aus= geübt habe, daß sie noch im Tode — hier hielt der Mann plötzlich inne, weil ihm in den Sinn kam, daß eigentlich dieser sehnsüchtige Trieb eine ziemliche Schikane für die Hinterlassenen bedeute — und er machte denn mit einem summarischen Hinweis auf die himmlische Heimat, etwas eilsertig zwar, den Be-schluß; darüber ist viel leichter etwas Schö-

nes zu sagen, als über die irdische, die wir ja

alle kennen! Den Abend brachte man mit dem Sortieren und Begutachten der eingelaufenen Rondolengkärt: chen; das ist bekannt= lich eine der furzweilig= sten Arbeiten, weil man dabei so ziemlich die ganze Bekanntschaft in die Finger bekommt! Morgens 931 verreiste die Großmutter. Das heißt, man trug sie feierlichft zur Bahn, die Verwandtschaft je nach Geschlecht mit wehendem schwarzem Schleier oder mit po= liertem Zhlinderhut. Herr Schängli felbst seinen neuen trug Handkoffer und seinen Regenschirm und fuhr alle paar Meter mit der freien Hand in seine Rocktasche, wo er wohlversorgt den in

aller Eile ergatterten Pag und die papierenen Schweizerfranken, samt einem Totenschein wußte.

Eine Stunde später war er in Zürich. Den Güter-wagen mit der Aufschrift "Leiche" und dem angekrei-deten, melancholischen Kreuz ließ er auf dem Perron stehen, flog mit Windeseile aufs deutsche Konsulat und mit dem Bisum wieder zurück.

Zwei Stunden später war er in Basel. Nach Verlauf eines ordentlichen Mittagessens fragte er im

Bahnhof nach seiner Großmutter. Sie war vorder-hand noch nicht angemeldet und so wollte sich Herr Schängli die diversen Sehenswürdigkeiten der Stadt, die Bayerische Bierhalle, den Zoologischen Garten 2c. ansehen. Zuerst kam das Straßburger Denkmal.

"Ganz neti", dachte er, "aber wozu stehen da die zwei steinernen Weibervölker?" Dann spazierte er zwischen zwei lebenden in die Elisabethenanlagen

hinein. Aber als ihn dort eines der vielen Messingschilder ansunkelte "Siegfried Beilchenblüh, Transporte nach dem Ausland", kam ihm in den Sinn, daß er sich doch wohl erkundigen müsse, wie sich der Transport weiterhin gestalte; denn er war ja erst in Basel und keineswegs schon in Heidelberg. Also stand er zehn Minuten später wieder im Bahnhof. Der Beamte machte ein bedenkliches Gesicht, murrte etwas von untötlichen Weibermuden, und hieß den Frager zunächst eine halbe Stunde warten. Dann besam er ein Duzend Zettel zum Aussiülen. Erst ging dies ohne Schwierigkeiten, denn darin hatte er von Beruss wegen eine ziemliche Bigilantität. Name und Hertunst wußte er auswendig. Schlimmer wurde es mit dem Geburtstag; den wußte er nicht genau, und so trug er denn ein Datum ein, das ungefähr stimmen konnte und 80 Jahre zurücklag. In der Kubrik "Gewicht" machte er ein Fragezeichen und unterschrieb einigemal seinen vollen Namen samt dem schwungvollen Schnörkel. Abends halb 9 Uhr sollte er wieder vorsprechen, um mit dem Nachtzug zu verreisen.

Sorgenvoll stand er um halb 9 Uhr wieder am Schalter. Aber da bekam er einen andern Gesang zu hören. Ob er die Leute zum Narren halten wolle? Ob er nicht wisse, daß er im Badischen Bahnhof vorzusprechen habe? So lief denn Schängli im Galopp hinter einem verpaßten Tram her über den Kathausplatz, am Casé Spitz vorbei zum Badischen Bahnhof

binaus.

Hier wußte man von nichts. Sogar von noch weniger: nämlich, daß gegenwärtig nach neuestem Erlaß überhaupt keine Leichen über die Grenzen befördert werden dürften; der Grippe wegen. Der Beamte laß ein monotones Reglement in beängstigend schneller Weise herunter, warf noch einen fragenden Blick über den Zwicker hinaus und knallte

den Schalter zu.

Herr Schängli hatte Grund, sich wieder in den Haaren zu kratzen. Die Angelegenheit mit dieser Großmutter wurde entschieden ungemütlich. Die Lage war äußerst klar: er war nachts mit seiner toten Großmutter, resp. zur Zeit ohne sie, in der Stadt Basel und konnte nicht vor- und rückwärts. Mit umdüsterten Sinnen spazierte er zurück, auf dem Trotstoirrand allen Fugen und Laternenpfählen ausweichend; trank im "Storchen" noch einen Dreier, ohne daß sich sein Gemüt ausheiterte, denn der Wein war nicht darnach. legte sich ins Bett und schlief ein.

nicht darnach, legte sich ins Bett und schlief ein.
Früh um 7 Uhr stand er wieder im Bundesbahnhof. Die Großmutter stehe im Güterbahnhof zur
Spedition bereit, sagte man ihm. Schweizerischerseits hatte der Reise nichts mehr im Wege gestanden
— aber Deutschland! Und Herr Schängli, der
sonst mit dem Reich spezial war, der s. Z. ertra nach
Zürich gesahren war, um den Kaiser zu sehen und
drei geschlagene Stunden lang unbeweglich hoch auf
einer Bockleiter zwischen Hangen und Bangen gewartet hatte, sluchte im Baster Bahnhof wie ein
Türke über die gottverlassene Bureaukratie, (er
sprach Bürokrazie, weil der Führer seiner politischen
Bartei auch so sprach) über das unsinnige Schema

F und die lächerliche Baragraphenreiterei. Genau so, wie man zu ihm auch schon hundertmal über sein Schema F geschimpft hatte; die Litanei konnte er längst auswendig.

Es blieb nichts übrig, als mit der Großmutter

wieder heimzufahren.

"Sie könnten sie ja auch hier in Basel beerdigen", meinte der Beamte, der an dem Fall Teilnahme zeigte. "Oder sie könnten Sie hier kremieren lassen und die Urne in Heidelberg beisehen, wenn doch die alte Dame so daran hing!"—

Herr Sekretär Schängli schüttelte den Kopf zu dieser romantischen Idee; Beamte schütteln meist den Kopf, wenn irgendwo von Komantik die Rede ist. Er spazierte mit kummervoller Miene auf und ab.

Wie ein Heide sozusagen lebendig verbrennen? Nein, das hatte die Großmutter doch nicht verdient! Hein, das hatte die Großmutter doch nicht verdient! Hein begraben? Dann kam er um die Rheinreise. Mit ihr heimsahren? Dann würde er gesoppt, ob ihm kein anderer Ausweg in den Sinn gekommen sei? Sie hier beerdigen zu lassen und daheim erzählen, sie läge in Heidelberg? Wenn das publik wurde, stand er wie ein Schulbube da. Schließlich warf er nach altem Brauch einen Fran-

Schließlich warf er nach altem Brauch einen Franfen auf den Boden; Bahl: Aremation, Aopf: Beerdigung. Der Franken zwirbelte ein Weilchen unentschlossen herum, als besinne er sich und rollte dann plöglich in einen Spalt, wo man ihn nicht wieder sah.

Da ließ er das Büropersonal abstimmen. Dieses Versahren ergab Aremation und Beisetung der Urne in Heidelberg. Ein Seufzer der Erleichterung! Er verließ das Zimmer, ließ aus dem Büffet einen Doppelliter Veltliner, Käse und Brot ins Büroschießen, zum Dank, und wartete dann in einer Telephontabine auf das Arematorium. Eine Falschverbindung mit einem Kohlenhändler führte zu Mißverstindung mit einem Kohlenhändler führte zu Mißverstindung mit einem Kohlenhändler führte zu Mißverstindunissen: dann ergab sich, daß der Wärter nicht ohne weiteres zugereiste alte Damen verbrennen durste. Demzusolge stand Herr Schängli gegen Mittag vor dem Präsidenten des Vereins für Leichenverbrennung. Das Ergebnis der Aussprache war erfreulich: Herr Schänglizahlte 300 Fr. zum voraus, kaufte dann in der Spittelgasse einen Aranz, den er gegen Abend abzuholen versprach, und sah endlich abends 5 Uhr der seierlichen Verbrennung zu. Mit Harmoniumbegleitung, einigen Tränen und einem Trinkgeld an den Portier kam die Sache ins Keine. Etwas sehlte, das merkte er. Aber was?

Den Aranz abzuholen hatte er natürlich ver=

gessen. —

Im Hotel wechselte er seine schwarze Arawatte mit einer himmelblauen und tauschte damit unbewußt auch seine gedrückte Stimmung gegen eine gemütlichere. Er ging in Küchlins Varietetheater und kein Mensch hätte in dem vergnügten Herrn am vordersten Tischchen, der so begeistert den Künsten einer Trapezkünstlerin und weitern Bhänomen Beisall klatschte, den Sekretär Karl Schängli erkannt, der sonst so trocken an seinem Bult saß und eben noch seine Großmutter verbrannt hatte.

Was will man sagen dazu?

Schließlich glauben wir doch, daß es der Groß-

mutter auch einerlei sein konnte und auch war, ob ihr

Enkel nun im Bariété saß oder nicht.— Morgens 816, nach kurzer Baß- und Zollerledigung schweizerischerseits, suhr Karl Schängliglücklich nach Seidelberg. Die gefüllte Aschenurne, wohlverpack in einem polierten Solzfästchen, trug er wie eine Sand-

Zuerst kommt die Station Leopoldshöhe und damit die deutsche Zollrevision. Sie fand angenehmer= weise im Wagen statt und nahm den üblichen Verlauf, mit verstreuten Baschestücken, klopfenden Serzen, wühlenden Händen und angebrauchten Ziga-rettenschachteln. Bis die Reihe an Herrn Schängli kam. Der öffnete in aller Gemütsruhe seinen Koffer. Tabak hatte er nicht, Schokolade ebenfalls nicht.

Was in dem polierten Holzkästchen sei? fragte

der Beamte. "Usche"

"Asche? Richtige Asche?" Der Zöllner sah ihn fragend an.

- die Asche meiner Großmutter! "

"Hu — bitte, machen Sie mal auf!" Herr Schängli machte auf. Aus dem Holzkästchen wickelte er die steinerne Urne und stellte sie auf das Alapptischchen. Die Mitreisenden sahen dem Spiel

interessiert zu. "Das ist die Urne!" "Natürlich! die Urne!" Der Beamte wog das schwere Stück in der Hand.

"Wohin wollen Sie?" "Nach Stuttgart zu Verwandten!" — Was ging es den Kerl an, wohin er fahren wollte.

Soso! nach Stuttgart! Warum fahren Sie denn

auf dieser Linie?"

Schängli murmelte etwas von einem schönen

Landschaftsbild.

Der Mann entfernte sich. Schängli aber, froh, daß die Sache gut abgelaufen war, pfiff hohnlächelnd durch die Zähne, erklärte dem vollen Wagen, daß man bei derlei Differenzen nur recht auftrumpfen müsse.

Aber er hatte zu früh triumphiert. Nach zehn

Minuten stand der Zöllner wieder vor ihm.

"Nehmen Sie nur gleich Hut und Schirm mit, es tann vielleicht etwas länger gehen!" Die Mitreisenden schmunzelten.

Im Hauptgebäude kam Schängli in ein peinliches

Areuzverhör.

Er mußte wieder alles aufschließen. Der Ober= beamte tupfte sorgfältig in die Asche; es gab einen glatten, runden Fingerabdruck. Die Spur Stanb am Finger gustierte der Mann mit der Zunge.

"Hm — der charakteristische Gout sehlt zwar, aber

das beweist wenig -

Und dann fuhr er scharf fort:

"Wissen Sie, daß die Einfuhr von Sprengstoffen verboten ist?"

Herr Schängli lächelte bleich: "Aber das ist doch meine Großmutter!"

"Wohin wollen Sie mit ihr?"

"Nach Heidelberg"

"Warum sagten Sie vorhin nach Stuttgart?"

Schängli wurde rot.

Man verspricht sich etwa in der Aufregung!"

Dann framte er die Papiere aus. "Wie heißt ihre Großmutter?" "Abelina Schängli."

"Warum wollen Sie mit ihrer Asche nach Heidelberg?"

"Sie wünschte es so!"

"Wann war sie zum letten Mal in Heidelberg!"
"Bor etwa 40 Jahren oder 50!"

Schängli wurde noch röter.

Die Beamten warfen sich spöttische Blide zu. "Das Heimweh scheint mir unwahrscheinlich stark gewesen zu sein?" —

Schängli zuckte die Achseln. "Wann ist sie geboren?" Ja Teufel — was hatte er nur gestern auf den Zettel geschrieben?

"Es steht darauf, bitte!"

"Das wissen wir auch — aber wir möchten es von Ihnen wissen! Sie können sich doch schon daran erinnern, mas Sie geftern in Bafel gefchrieben haben?"

Karl Schängli lächelte nicht mehr.

Dann ging's weiter: "Fährt man in der Schweiz mit einer himmel-blauen Krawatte an eine Beerdigung?"

"Die verdammte Krawatte!" dachte Schängli. Ja wissen Sie — ich war gestern — ich mußte ich war so ganz deprimiert in den Vierven ein wenig ins Theater — ins Stadttheater natür-lich!" — (Das ist hoffentlich seriöser als das Küchlin! fuhr es ihm durch den Kopf.)

"So — hat es Ihnen gut gefallen? Was wurde

denn gespielt?"

"Gespielt? — Ach Sie meinen, wie sie gespielt hätten — sehr schön natürlich und lang ging's." "Nein — was man gespielt habe?"

"Rein — was man gespielt gabe?" "Ja — ein Stück aus dem Mittelalter — das heißt, elwas später — so eine Art, wie soll ich sagen" er schnalzte mit den Fingern — "ach, wie einem diese Namen entfallen können — ich glaube "Das Volk

der Hirtenknaben." — "Ja — es scheint, Sie kämen direkt aus dem Volk der Hirten."

Der Zöllner zog die "Baster Nachrichten" aus der Blusentasche und wies auf die Inserate.

"Sehen Sie — Hier steht "Lohengrin". Ich denke, Sie geben jetzt den Schwindel auf!" "Ueberhaupt sind Sie" — und jetzt wurde er bestimmt und laut — "ein dubioses Subjekt samt ihrer angeblichen Großmutter. Weiß der Teufel, was dahinter steckt!"

Was nütte es Herrn Schängli, daß er mit Händen und Füßen seine Unschuld beteuerte? Daß er sanst wie eine Taube wurde und dann wieder mit der Fauft auf das Bult donnerte, daß die Tintenfäßchen spritten, daß er dazu im urchigsten Schweizerdeutsch fluchte, er pfeife auf die Republik da bei ihnen draußen (er sagte dieses noch draftischer!) und der Teufel möge die Schwaben holen und so weiter. —

Der Effekt war, daß er eine lange Nacht in einem badisch-republikanischen Arrestlokal verbringen mußte, über deren Verlauf er weder mir noch andern je etwas erzählt hat. Nur das sagte er später einmal, es sei der Großmutter zugut gekommen, daß man ihm

die Urne nicht ins Lokal mitgegeben habe.
Im Lauf des folgenden Vormittags wurde konstatiert, daß es sich wirklich um menschliche Asche handle und Herr Schängli erhielt einen Ausweis über die Zusammensetzung; ganz chemisch sah die Großmutter auf diesem Papier aus.

Nun entstand aber die Frage der weitern Einfuhr-zulässigkeit. Offenbar hatte diesec Schweizer die Person lediglich aus dem Grund verbrennen laffen, um dem deutschen Reglement ein Schnippchen zu

schlagen — konnte man das ruhig hinnehmen? Das Reglement unter= schied nicht zwischen verbrannten und un= verbrannten Leichen.

Also! Wan machte Herr Schängli den Vorschlag die Urne hier zu deponieren und in 14 Tagen wieder vorzu=

sprechen.

"Ich lasse mir keine Vorschriften machen" trumpfte der Schwei= zer auf, als er die Un= sicherheit der Unifor= mierten bemerkte.

"Oder Sie könnten fie auch hier auf dem Friedhof beiseten las-

Herr Schängli dach= te nach.

"Kostet das viel?" Rach einer Viertelstunde verließ Herr Schängli das Büro (Gottlob, dachten die Zöllner!) samt seiner Habe; der Portier mußte ihm noch deut=

lich die Wohnung des Ortspfarrers bezeichnen. In einer Wirtschaft aß er sodann ein Diner und trank etlichen guten Markgräfler dazu. Und kam so peu à peu wieder in eine gehobenere Stimmung.

"Jawoll, sollen mich diese Schwaben erwischt haben! Noch lang nicht; dafür ist unsereins noch hundertmalzuschlau!" Und das Heidelberger Schloß und das große Faß sliegen wie eine schillernde Fata Morgana aus dem Duft des Markgräflers.

"So schlau wie euereins ist unsereins noch, wenn's dumm ist!" sagte er zu sich und zahlte. Dann marschierte er mit Koffer und Regenschirm, am Pfarrs haus vorbei, durch den sonnigen Tag in zwei Stunden nach der nächsten Station, stieg dort harmlos in einen Lokalzug, wechselte ohne weitere Fährlichkeiten in Freiburg in den Schnellzug und stand endlich abends 8 Uhr in Heidelberg auf der mittlern Neckarbrücke. Hinterwärts auf den Schirm gestütt, mitten in der Fahrbahn, so schaute er mit schwärmerischem

Augenaufschlag zu den braunen Ruinen hinauf.
"Hoch die Provinz!" rief ihm ein Radler zu, der ihm im Vorübersahren den Schirm wegschlug aber er verstand den Sinn des Grußes nicht.

Karl Schängli, in bester Laune, wenn auch etwas abgespannt, bedachte, daß es sich nicht schicke, abends 8 Uhr unbekannten Verwandten mit der Türe ins Haus zu fallen und bestellte folgerichtig in einem Hotel ein Zimmer. Gin nettes, kleines Zimmer mit rotgepolsterten Möbeln und einer nußbaumenen

Chiffoniere. An der getünchten Wand hin= gen neben dem Wasch= tisch der Trompeter von Sädingen und Hindenburg. Der Trompeter blies ta-pfer; der Feldmarschall runzelte die breite Stirn und sah zu, wie der Schweizer sich den Reisestaub ab= wusch und zwischen= hinein die Zimmer= ordnung las.

"Es empfiehlt sich, Wertsachen im Büro zu deponieren. Taxe 15 Mark."

In der Schweiz stand der Spruch je= weils auch neben dem Lichtschalter in jedem Gafthaus; doch hatte unser Schängli noch nie daran gedacht, seine goldene Uhr oder sein Bortemonnaie abzu= geben. Aber hier, in fremdem Land? Vor allem kam da wohl die Urne in Betracht; mehr oder weniger war

das ja auch eine Wertsache furz, er nahm das polierte Käftchen unter den Arm und fuhr selbstgefällig im Lift ans Bestibul. Das tat er immer, wenn er Gelegenheit hatte dazu, weil es ihm so wohlig am Magen kipelte. Einmal war er zwar eine Viertelstunde zwischen Himmel und Erde hangen geblieben — aber das gehört nicht zu unserer Ge= schichte. -

Dann stand er im Bestibül. Wozu nun wieder 15 Mark bezahlen? Die Kerle hieben ihn sowieso über die Ohren; hatte doch der Liftbon auf seinen 10 Markschein nichts mehr herausgegeben. Gestohlen wurde ihm die Asche nicht. Man konnte ja das Ding unauffällig neben sich stellen und es dann zur Nacht wieder hinaufnehmen. Frohgemut saß alsobald Herr Sefretär Karl Schängli-Eidenbenz, Sefretär der Lebensversicherungs- und Rentengesellschaft "Vater-



land", wie er sich eingeschrieben hatte, vor einem um-fangreichen Nachtessen, denn der Appetit war das lette, das ihm irgendwelche Schickfalswendungen nehmen konnte. Als er dann fo recht seelenvergnügt bei einer guten Zigarre saß und überdachte, ob er sich nun zu Bett begeben follte oder nicht, hörte er unverhofft aus dem Nebenzimmer bestes Schweizerdeutsch. Hunderti vum Rosepanner und füfzgi vum Puur! Alegi Charte hätt eusereis au, Herr Röthlisberger!"

Mit feuriger Zigarre und dem polierten Kästchen unterm Arm schoß der gute Eidgenosse ins Neben-zimmer. "Als ich fern dir war, o Helvetia, faßte manchmal mich ein tiefes Leid! Doch wie schnell es fehrte fich in Freud, wenn ich einen deiner Sohne fah!" Und hier saßen gleich ihrer drei und freuten sich über den vierten. In Bälde klopfte man einen vaterlän-bischen Jaß, dann suhr ganz nach und nach eine Flaschenbatterie auf, deren Kosten die Drei diskreter-weise dem Vierten überließen. Die Fidelitas stieg; man sang "D Blüemli my!" und von einigen weitern Liedern den ersten Vers; das Klavier animierte zu einem schwurgen Nacher zwischen Stuhlbeinen einem schwungvollen Walzer zwischen Stublbeinen und Kanapee; sich des weitern über die Sache zu verbreitern wäre überflüssig.

Zwischenhinein fragte einer nach dem Inhalt des Kästchens, das Schängli hinter sich gestellt hatte.

Micht wahr, es ware ein unverzeihlicher Stimmungsmord gewesen und zudem eine Pietätlosigkeit ohnegleichen, hätte Schängli die Wahrheit gesagt?! Er log also aus dem Handgelenk: "Da drin? Da drin ist altes Meißner Porzellan! Ich bin Sammler! die Sache kostet mich 15000 Mark, billig unter Brüdern! Aber wir haben ja gottlob Schweizerfranken zum Bahlen!" Und die übrige versammelte Schweiz hatte weiter

kein Interesse an altem Porzellan, sondern hielt sich

in ausgesprochenem Maß an das Glas.

Ueber den weitern Berlauf der Nacht will ich schweigen. Schängli hat mir die Ereignisse auch nicht genau erzählt. Wie er in sein Bett gekommen, wußte er auf jeden Fall selber nicht genau; das geht schließ-lich auch niemand etwas an. Als er sich gähnend wieder die Augen rieb, sah er, daß seine Hosen quer über dem Waschtisch lagen, während sein steifer Filz-hut wie das eingedrückte Ei des Kolumbus umgekehrt auf dem Boden stand. Einen Augenblick später schoß Karl Schängli in seinen geblümten Unterhosen wie ein Mistkäfer in einer Laterne im Zimmer herum und suchte seine Urne. Suchte sie unter dem Bett, schnauste hinter den Kasten, verbog das Kosserschloß, blinzelte durch den Türspalt und sand allerorten nichts. Er klingelte. Surrte das Zimmermädchen an. Das zuckte die Achseln. In aller Eile machte er Toilette. Schoß ins Bestill hinunter direkt in das nächtliche Rebenzimmer — nichts und aber nichts. Niemand wurdte etwas van einem polierten Gösschen er kannte wußte etwas von einem polierten Raftchen; er konnte dutende Mal mit seinem Zeigfinger auf den Boden zeigen: "Hier hab ich's hingestellt und hier sind die Herren geseffen. Und hier ich und die Rosa". (Was die Rosa übrigens bestritt.) Der Direktor läutete die Bolizei an und Schängli rief in seinem besten Soch-deutsch eine Erklärung des Falls in den Apparat und

bemerkte noch besonders, daß er seine Adresse auf den Boden des Kästchens notiert habe.

Jeht war Schänglis Laune verdorben, gründlich verdorben, und wir können ihm das nachfühlen, nicht? Daß einem eine Großmutter gestohlen werden kann, ist, wenn es einmal Birklichkeit wird, etwas so Außergewöhnliches, daß auch ein Büromensch aus dem Gleichgewicht gebracht werden kann! Bis tief in den Nachmittag hinein wartete er abwechselnd neben dem Telephon und seinem Essen auf allfälligen

Polizeirapport. Umsonst! Was sollte er tun? Seinen Verwandten hatte er abends noch eine Mitteilung seines bevorstehenden Besuches gemacht; die erwarteten ihn also.

Das Zimmermädchen mußte ihm unter eidlicher Diskretion ein Quantum feingesiehter Asche auf sein Zimmer bringen; wofür es ein recht autes Trinkgeld und ein freundliches Täschchen auf seine runden Wangen bekam. Dann ging Herr Schängli auf die Suche nach einer Urne und fand nach langem eine "Schweizerische Kunsttöpferei", allwo er um teures Geld eine apart geformte Thuner Suppenschüffel erstand. Die füllte er daheim mit der Asche hübsch auf und hatte die Sache endlich wieder im Blei.

Daß er andern Tags von seinen Verwanoten wohl empfangen, daß die hübsche Urne feierlich auf die große Kommode zwischen Papierblumenstöden aufgestellt wurde, daß der Vetter Karl viel von der schönen Schweiz und sehr wenig von der Keise erzählte, daß er Schlöß und Faß zu Heidelberg kennen lernte und auch die nette Käthi, wollen wir lediglich der Vollständigkeit halber erzählen. Nach fünf vergnügten Tagen und einem letzen frohen Blid auf die Urne, fuhr er wieder rheinauswärts, stieg aufatmend in Basel aus, sah sich im Zoologischen die Affen und die andern Kaubtiere an, hatte noch eine nervöse Differenz wegen der Rückvergütung des nicht abgeholten Blumenfranzes und kam endlich irgendwann wieder in Bimmelstadt an. Todmüde

Run könnte die Geschichte sozusagen am Ende sein. Wenn wir aber ftreng bei der Wahrheit bleiben wollen, wie bisher, muß doch noch von einem fleinen

Nachspiel etwas gesagt werden. Nämlich, an dem Bormittag des folgenden Don-nerstag, an dem Schängli seine erbberechtigten Ver-wandten zur endgültigen Abrechnung geladen hatte, kam mit der Post eine Kiste aus Deutschland, unter Rachnahme von 26 Franken und Rappen. Frau Schängli fand beim Deffnen ein säuberlich in Karton und Bapier eingepacties poliertes und verschlossenes Holzkästchen. Dabei einen Brief:

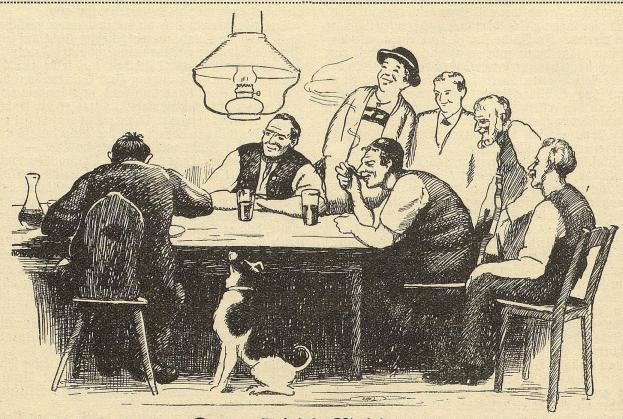
"Ich bin ein ehrlicher Dieb, wie Sie sehen. Ehr-licher als Sie, wo Sie in einer Wirtschaft blagieren, es sei für 15000 Mark Vorzellan drin und ich es verschwinden lasse bei den schlechten Zeiten, wo sind. Aber ich schiede Ihnen es natürlich zurück, es ist ja Asche der Franz, wo an der Westfront gefallen ist und wir seine Arne auch auf dem Studentisch haben. Darum willich es Ihnen nichtzu leid tun. Das Porto

können Sie ja schon zahlen. Sie haben ja Schweizer-franken, nicht? Nebst Gruß Der blaue Eugen! Frau Schängli las den Brief nochmals, ohne ihn

Dann kam ihr Karl dazu, frisch rasiert und in bester Laune. Wortloß zeigte sie auf die Sendung. Was blieb ihm zu tun übrig, als alles zu beichten. Sagen wir, wenigstens fast alles!

Bei der Erbteilung berührte er ganz kurz die Reise ("es war mir nicht drum, Ihrkönnt's Euch denken!"); verdankte die 1000 Extrafranken und war froh, als die Vettern und Basen mit vollem Beutel wieder abzogen.

Frau Schängli stellte die Urne auf dem Nachttisch= chen des Gastzimmers auf; Karl nagelte mit Reißstiften zwei Ansichtskarten aus Heidelberg darüber an die Wand. Durch einen kleinen Zufall stellte es sich dann im Verlauf der Zeit heraus, daß die beste Eigenschaft der Großmutter, ihre wetterprophetische Gabe, auch in der Asche weiterlebte. Bläst man hinein, ohne daß eine Spur aufliegt, so kann man sicher sein, daß es bald zu Regen kommt. Steigt einem aber ein seines, trockenes, graues Wölklein in die Itase, so ist Sonnenschein im Anzug, in welchem sich alle alten Wännlein und Weihlein herrlich wärmen können! Männlein und Weiblein herrlich wärmen können!



## verfählti Reklame.

D'Wertsstobe volle Rauch ond Lüüt. Do chonnt de Chored ine vom Nochberdorf i d'Heemetgmend; macht gar en ernschti Miene ond d'Auge frögid: Wääß es niem? Chonnt ken go gratuliere? Er chratt im Hoor, sett zue ond bstellt, mer merkt, er moß studiere, E Blatte Brodwörscht bringt de Wert, en halbe Liter Rote. Do rüeft er, as es jede hört: "Wohl, wohl, die Wöörscht send grote. Send grad, wie for en Rotsherr gmacht. hüt Morge bin-is worde." "Wa? Du? En Rotsherr? Alls het glacht. Chomm zäg, wo hescht dyn Orde?"

"Das gfieht me dent be Brodwörscht a", fääd 3'mol en freche Tonber. Die Gene giftlid au: Aha! 's geed glych no gaulig Wonder. — Myn Rotsherr hed no menge Spet, Mengs Wörtli moje schlocke. Rootherrebrodwörscht, Gmendrotswy, Rootsherrebschöttitrode! All hend e schuulis Gaudi gha — I fend, 's ischt nud zom lache. Säg felb, wie hett der Ehrema d'Sach chönne gschyder mache? Mer fött halt jedem, bald er gwählt of d'Broscht der Amtsichild henke; denn mößti gwöß fen Chored meh e Brodworschigschicht erdenke. Julius Ammann.